

9. Jahrgang | Verlag: Der kleine Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 23

Dort unten in der Mühle..

Der Murepenn oder die Eroberung von Gangelt

Von Pfr. Krause

Tut! tut! tut!, so ertönte in der guten alten Zeit eines Tages der Alarmschreckensruf von einem der Türme der Stadt Gangelt, und ram! tam! tam: ram! tam! tam! ging unten in den Straßen des Städtchens die Trommel Beide Signale riefen die tapferen Bürger auf zur Verteidigung gegen den von Mastricht heranziehenden Feind.

Seit die Gangelter ihr Städtchen mit einer Mauer und Graben und betürmten Eingangstoren versehen hatten, waren sie tapfer geworden und wollten Weib und Kind, Heim und Herd, Haus und Hof bis auf das äußerste verteidigen, während sie früher, als ihr Städtchen noch ungeschützt den feindlichen Angriffen offenlag, sich schon oft hatten ausplündern und brandschatzen lassen. Fast kampflos hatte sich die Bürgerwehr den wohlgeordneten Kriegsheeren wohl oder übel ergeben müssen, denn in offener Feldschlacht wagte sie es nicht, einem Kriegsheer gegenüberzutreten.

Aber das war jetzt anders geworden. Von den Türmen der Stadtmauer herab konnten sie es bequem mit jedem heranstürmenden Feind aufnehmen. Da hatte jeder Bürger auf den Stadtmauern und den Stadttürmen seinen angewiesenen Platz zur Verteidigung der Stadt, und das warnende tut! tut! des Wächterhornes und das ram! tam! tam! der Trommel, das durch die Straßen ratterte, rief einen jeden auf seinen Posten. Da ließen die tapferen Bürger ihren Morgenbrei, den sie gerade in Gemütlichkeit mit Weib und Kind hinter dem warmen Herd verzehren wollten, stehen und eilten fort, daß die Pantoffeln nur so flogen. Die Schützen mit Pfeilen und Bogen verteilten sich auf die einzelnen Türme. Gevatter Schneider, Schuster, Fleischer, Tischler, Maurer, alle eilten mit ihren Gewaffen herbei, stürmten die engen Stiegen in den Türmen hinauf und reckten neugierig die Hälse über die Zinnen. Während sie sich so in großer Aufregung, die Brust geschwellt von Heldenmut, damit beschäftigten, die sichersten Stellen hinter den Brustwehren zu finden, bemerkten einige, daß man in der Hast vergessen hatte, das Stadttor, auf welches der Feind gerade losmarschierte, zu schließen. Ein lautes Gebrüll: „Tor zu!" erscholl von allen Seiten, und



. . . und statt des eisernen Bolzens steckte er die Möhre in den Riegel

man schrie nach dem buckligen Torwächter Jan, der eben aus dem „Löwen“ dahergehumpelt kam, wo er zur Ermutigung einen Humpen gehoben hatte. Im Humpenheben war der Jan sehr geübt, und oft hielt er die ganze Welt für das dunkle Innere eines Bierkruges. Als Jan das Rufen und Schreien hörte, war er ärgerlich über die Störung und humpelte, so schnell er konnte, hin und warf das Tor mit aller Macht zu. Aber als er den Riegel, einen schweren Eichenbalken, vorgeschoben hatte, konnte er den Bolzen nicht finden; sonst pflegte er diesen der Sicherheit halber immer mit sich zu führen, damit nicht böse Buben ihn aus Schabernack verstecken könnten. Aber nun half ihm alles Suchen nichts, und die Not wuchs immer höher; da fiel sein Auge auf eine stattliche Möhre, die, von einer Fuhre gefallen, im Wege lag. Mit listigem Lachen griff der bucklige Jan danach, und statt des eisernen Bolzens steckte er die Möhre in den Riegel, dann humpelte er fröhlich dem „Löwen“ wieder zu, wo er den Bolzen wahrscheinlich hatte liegen lassen. Mit dem Suchen nahm er sich aber Zeit, denn kam auch der Feind heran, so fand er ja das Tor geschlossen und konnte nicht ahnen, daß nur eine Möhre im Riegel steckte. Während nun der Jan ohne Sorgen wieder beim Humpen saß, hatten sich auch seine Mitbürger oben auf der Stadtmauer beruhigt und empfingen den Feind mit Hohngeschrei. Der sah auch sofort ein, daß gegen eine so mannhafte Wehr nichts zu machen sei und zog sich hinter ein Büschchen zurück, welches in die Nähe des Grabens reichte, um zu beratschlagen, ob man die Stadt erstürmen oder die tapferen Bürger lieber aushungern sollte.

Inzwischen hatte der bucklige Torwächter längst vergessen, daß er den Bolzen suchen sollte und hörte in seinem beginnenden Dusel vergnügt dem Gänsegeschnatter zu, das sich draußen im hellen Morgensonnenschein vernehmen ließ. Die Gänse hatten sich nämlich im Innern vor dem Tore versammelt und heischten mit lautem Geschrei, herausgelassen zu werden, um, wie gewohnt, im Stadtgraben ein kühles Morgenbad zu nehmen und, hungrig, wie sie alle waren, in den Wiesen auf Atzung auszugehen. Allen voran mit lautem Geschnatter und Flügelschlag schritt stolz ein alter Gänserich als Anführer. Kaum hatte dieser im Torriegel die Möhre erspäht, als er aus Leibeskräften begann, auf sie loszuhacken, wobei ihm bald die ganze Schar der Gänse mit lautem Geschrei half, sodaß von der stattlichen Möhre bald kein Bröckchen mehr übrig war und beide Torflügel plötzlich sperrangelweit aufflogen. Die guten Bürger der Stadt Gangelt sahen mit Schrecken und Staunen, wie der Feind mit einem Male aus dem Büschchen hervorbrach und mit fliegenden Fahnen durch das offene Tor in die Stadt eindrang. Ehe sie sich noch von dem Schrekken erholten, und bevor sie noch wußten, ob dies alles auch mit rechten Dingen zugegangen war, war das Städtchen schon erobert und so gründlich ausgeplündert, daß es für viele Jahrzehnte sein Ansehen einbüßte und bettelarm war. Und wie es geht, daß der, der den Schaden hat, auch noch den Spott tragen muß, so wurde der unglückselige Murepenn zum Schimpfnamen, den die guten Einwohner von Gangelt heute noch oft, aber ungern, hören müssen.

Das Ergebnis des Preisausschreibens aus Nr. 19

„Jäger- und Wanderlieder“

erscheint in Coco Nummer 24



Da ist er endlich!

Der „Coco-Kalender 1927"

Er enthält einen großen Malwettstreit,

2200 Mark Barpreise!

Der Coco-Kalender ist in allen Läden, die „Rahma buttergleich" verkaufen, erhältlich; wo nicht vorrätig, direkt zu beziehen vom Verlag „Der kleine Coco", Goch (Rhld.)

Vom Griffel zur Schreibmaschine

VON KURT FRANKE

Um den Ruhm ihrer Götter und Helden überliefern zu können, sah sich die Menschheit genötigt, über geeignete Mittel dazu nachzudenken. Man fühlte bald, wie unvollkommen und mangelhaft die mündliche Weitergabe war, und so gingen die älteren Völker daran, sich Merkmale zu schaffen, aus denen sich dann eine Literatur entwickelte. Es bedurfte dazu gewaltiger Kulturtaten; heute noch sind diese nicht abgeschlossen und werden es nie sein; mit Schärfe aber legten sie Zeugnis ab von der großartigen Entwicklung des menschlichen Geistes und von dem mühevollen Ringen nach steter Vervollkommnung.



BILDERSCHRIFT

Die heute fast allgemein gebräuchliche Buchstabenschrift hat sich erst im Laufe der Jahrhunderte nach und nach entwickelt. Im Anfange bediente man sich überall der Bilderschrift. Wir finden sie noch heute bei den verschiedenen Völkern, Indianerstämmen usw.

Eine besondere Merkwürdigkeit, sich zu verständigen, ist bei den alten Mexikanern zu beobachten. Sie knüpften Schnuren durch kunstvolle Knoten von bestimmter Bedeutung zu netzartigen Gebilden zusammen und nannten diese „Quipos". Die Beamten der Staatsarchive stellten diese Gebilde dar und entzifferten sie wieder. Lange vor Beginn unserer Zeitrechnung finden wir derartige „Quipos" auch in China. Die Chinesen sind aber bei der Verwendung solcher Gebilde als Mittel der Verständigung nicht stehengeblieben. Sie haben sich später mit Hilfe von Pinsel und Tusche eine Wortschrift geschaffen, die sich bei den Japanern sogar zu einer Silbenschrift entwickelte. Wenn man schrieb, so schrieb man senkrecht von oben nach unten. Die Zeilen folgten einander von links nach rechts. Neuerdings sind in China und Japan Bemühungen im Gange, die lateinische Schrift einzuführen. In Tokio soll bereits eine japanische Zeitung in lateinischen Lettern erscheinen.

Die Aegypter, Babylonier und Assyrer legten auf die Schönheit der Bilderschrift hohen Wert. Die ersten Felsinschriften fand man im Jahre 1780 in Persien, aber erst im Jahre 1802 gelang ihre Entzifferung. Bei den Babyloniern und Assyrern bildete sich nach und nach eine Keilschrift aus, während man in Ägypten durch Vereinfachung der Bildzeichen zu den Hieroglyphen gelangte, die endlich in einer Lautschrift ihre höchste Vollendung fanden.

Die Phönizier schufen das erste folgerichtig aufgebaute Alphabet, wobei sie sich der sogen. hebräischen Schriftzeichen bedienten. Die Schriftrichtung von links nach rechts behielten sie bei. Als dann die Griechen die Buchstabenschrift übernahmen, änderten sie die Schriftrichtung. Sie schrieben später nur noch von links nach rechts. Nun wanderten die Schriftzeichen auch zu den Römern und von da zu den Germanen. Diese nannten sie Runen, welche sie gewöhnlich in Buchenholz ritzten oder daraus schnitzten. Das russische Alphabet ist aus einer Verschmelzung griechischer und altslawischer Schriftzeichen entstanden. Die Mönche entwickelten die Buchstabenformen im gotischen Stile weiter. So entstand nach und nach unsere Fraktur (deutsche Druckschrift).

Neben dieser hat sich frühzeitig auch die Stenographie entwickelt. Ein Papyrus aus dem Jahre 155 n. Chr. enthielt einen Lehrvertrag zwischen einem ägyptischen Vornehmen und



HIEROGLYPHEN

einem ägyptischen Kurzschriftsteller. Ja, wir können noch weiter zurückgehen bis auf das Jahr 27 n. Chr. In einem Briefe vom 15. November dieses Jahres beklagt sich ein gewisser Dionysius bei seiner Schwester, er habe von ihr weder Briefe in gewöhnlicher noch in stenographischer Schrift erhalten. Natürlich entstammten auch diese Geschwister vornehmen Kreisen, denn bei allen Völkern war die Kunst des Schreibens zuerst

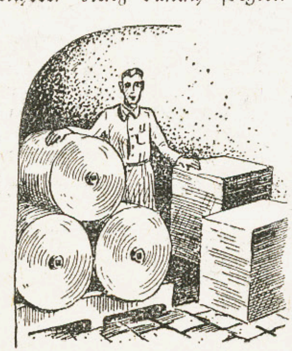


das Geheimnis der höchsten Kreise, der Priester und Könige. Man betrachtete das Schreiben als eine heilige, Gott wohlgefällige Kunst, der sogar Zauberkraft innewohnen sollte. Erst nach vielen Jahrhunderten gelang es dem Volke, das Vorrecht der Gelehrsamkeit, welches die Geistlichkeit bisher innehatte, zu erobern und somit die Wissenschaft volkstümlich zu machen. Allmählich blühte der Buchhandel auf, aber es breitete sich auch eine Erscheinung aus, die bis auf unsere heutige Zeit geblieben ist, nämlich die Zensur (Prüfung der Veröffentlichungen durch staatliche Behörden).

Zum Beschreiben verwandte man schon frühzeitig außer Stein, Erz, Ton, Stoff und Holz Papyrus und Wachstäfelchen. Diese wurden an einer Schnur festgehalten und zumeist im Gürtel getragen. Die Papyrusstaude, aus deren Stengeln man den Beschreibstoff gewann, gedieh in seichten Gewässern und Sümpfen, an denen das Niltal besonders reich war.

Außer dem Papyrus war das Pergament gesuchter Beschreibstoff. Ein eigentümliches Vorkommnis begünstigte seine Herstellung. Der König Eumenes von Pergamon plante die Anlage einer großen Bibliothek. Um dieses Vorhaben unmöglich zu machen, erließ der König Ptolemäus von Ägypten ein Papyrusausfuhrverbot, und so griff Eumenes zu einem Ersatz des Papyrus, indem er dafür das Pergament wählte. Es gelang ihm, eine Bibliothek von 200 000 Bänden zu schaffen. Sie wurde später von Antonius erbeutet und der Kleopatra zum Geschenk gemacht. Pergament war das gebräuchliche Schreibpapier des Mittelalters. Nicht nur Mönchsschriften, sondern auch päpstliche Erlasse sind darauf angefertigt. Die Erfindung des Pergaments erfolgte sicher lange Zeit vor Christi Geburt. Das Schreibpergament fertigte man aus den Häuten der Schafe, Ziegen, Schweine oder Esel. Es wurde mit Bimsstein fein geglättet, mit Bleiweiß oder Leim überzogen und nach dem Trocknen mit Leinöl eingerieben. Welche Bedeutung das Pergament im Mittelalter gehabt hat, beweisen noch heute die „Pergamentergassen" in den alten Städten.

Nach dem Pergament erschien das Papier auf dem Weltmarkte. Es wurde wahrscheinlich in China erfunden. Um das Jahr 600 n. Chr. war Damaskus der Haupthandelsplatz für Papier. Von hier aus brachten es die Kreuzfahrer nach Mitteleuropa. Die erste urkundlich erwähnte deutsche Papierfabrik entstand im Jahre 1329 in Nürnberg und wurde durch Italiener von dem Nürnberger Ratsherrn Ulmann Stromer errichtet. Kurz danach folgten Fabriken in der Schweiz, Frankreich, Dänemark und England. Heute steht England im Papierverbrauch an der Spitze. An zweiter Stelle erscheinen die Vereinigten Staaten von Amerika, in dritter Linie kommt Deutschland, am wenigsten Papier braucht Rußland.



(Forts. folgt.)

Rüstigkeit.

Von Friedrich Rückert.

Frisch getan und nicht gesäumt!
Was im Weg liegt, weggeräumt!
Was dir fehlet, such geschwind!
Ordnung lerne früh, mein Kind!

Aus dem Bett und nicht gesäumt!
Nicht bei hellem Tag geträumt!
Erst die Arbeit, dann das Spiel!
Nach der Reise kommt das Ziel!

Schnell besonnen, nicht geträumt!
Nichts vergessen, nichts versäumt!
Nichts bloß obenhin gemacht!
Was du tust, darauf gib acht!

Die ersten Preisträger

aus den beiden Preisausschreiben

„Wer hat recht“

(„Coco“ Nr. 11 und „Fips“ Nr 24)

Otto Schumann,
Halle a. S., Südstr.
2. Preis: 75 Mark

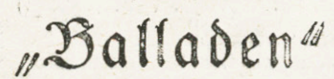




Kurt Heinrich,
Merzenich, Steinweg
1. Preis: 100 Mark in bar

Alfred Döring,
Wehrsdorf i. Sa.
3. Preis: 50 Mark in bar





„Balladen“

(„Coco“ Nr. 13)



Bild rechts:
Gerda Neumann,
Luckau, N.-Lausitz, Langestr. 17
1. Preis: 100 Mark in bar

Bild links:
Heinz Rademann,
Döbeln, Brauhausgasse 13
2. Preis: 75 Mark in bar





Bisheriger Verlauf der Erzählung.

Der kleine Coco ist wieder aufgetaucht und erzählt uns, wie es ihm die vielen Jahre hindurch ergangen ist, während welcher er für uns verschollen war. Während des Krieges ist er eines schönen Tages von Goch aufgebrochen, um sich nach Ostafrika zu begeben und dort an der Seite seiner Landsleute für die deutschen Kolonien zu kämpfen. Das Schiff wurde von den Engländern aufgegriffen. Die Passagiere sollten in ein Interniernungslager gebracht werden. Ein Sturm überraschte das Schiff; es scheiterte. Coco rettete sich auf eine einsame Insel und lebte hier unter den friedlichen Eingeborenen, fern von allem Verkehr, ständig erfüllt von der Sehnsucht, zur zivilisierten Menschheit zurückzugelangen. Tag für Tag spähte er nach einem Schiffe aus, das ihn aufnehmen könnte, bis endlich im 10. Jahre dieser Verbannung sein Sehnen erfüllt wurde. Ein Schiff kam an der Insel vorbei. Es gelang ihm, Zeichen zu geben, und sie holten ihn an Bord. Dr. Vanderbilt, ein Gelehrter aus Amerika, der sich auf der Rückreise nach Südamerika befand und vor kurzem seinen Diener verloren hatte, nahm ihn an dessen Stelle in Dienst. Ihn begleitet er nun auf der weiten Reise, die den Gelehrten zunächst nach Peru und dann ins Gebiet des Amazonenstromes und durch Brasilien führt. In Buenos Aires hat Dr. Vanderbilt die auf der Reise durch Afrika angelegten Sammlungen geordnet und dann auf der transandischen Eisenbahn die Reise nach Chile angetreten. Unterwegs, mitten in der Steppe, verursachte ein Maschinendefekt einen längeren Aufenthalt. Coco unternahm, um die Zeit hinzubringen, einen kleinen Jagdausflug. Einem Hirsche nachsetzend, den er einsam in der Prärie grasen sah, verirrte er sich, da er bei einem Fall in ein Erdloch seinen Kompaß verlor. In seinem Eifer, den Hirsch zu erjagen, verirrte er sich immer mehr, bis ihn nach vielstündigen Strapazen die Nacht überraschte. Aus tiefem Schlaf erwacht, nimmt Coco die Wanderung wieder auf. Beim Sturz in ein Loch stößt er auf seinen verlorengegangenen Kompaß, der ihm nun den richtigen Rückweg zeigt. Dr. Vanderbilt hat sich bei seinem Freund in der Hazienda, Don Christobal de Peralta, einquartiert. Für den eifrigen Forscher gibt es hier Mannigfaches zu sehen. Coco hat ein interessantes Erlebnis. Dr. Vanderbilt gibt Kenntnis von dem Inhalt eines aufgefundenen, alten, wichtigen Manuskripts, das von einem eigenartigen Eroberungszug berichtet. Don Peralta, Dr. Vanderbilt, Coco und viel Dienstpersonal begeben sich auf Grund des Berichts auf die Suche nach den angeblich vergrabenen Goldschätzen. Durch eine wunderschöne Gegend führt der Weg, aber auch große Hindernisse gilt es zu beseitigen.

12. Bericht. (Fortsetzung.)

Meine Führer sprachen kein Wort. In dumpfem Schweigen hatte ich den Weg zurückgelegt, und mein Herz schlug heftiger mit jedem Schritte, den ich aufwärts tat. Ich versuchte mir zurechtzulegen, was ich zu dem Manne sagen solle, der all diese Not über uns gebracht hatte, und je näher ich ihm kam, um so schwerer ward mir zumute und um so hoffnungsloser erschien mir nun mein Vornehmen. Endlich setzte ich den Fuß auf den oberen Rand der Felsenkanzel und sah mich vor einer Schar von Indianern, die hinter den zu einer hohen Mauer aufeinandergetürmten Steinen lagerte. Trotz aller Aufregung, in der ich mich befand, mußte ich bei ihrem Anblick fast lächeln über den Aufwand, der hier gemacht worden war, um vier weiße Männer zu fangen, die durch die grausame Not ihrer Lage schon beinahe wehrlos waren. Mit den Augen suchte ich im Vorüberschreiten Atalipa, aber ich konnte zunächst noch keine aus ihrer Mitte besonders hervorstechende Gestalt gewahren. Oben auf der Steinmauer sah ich den Rücken der Mumie, die dort noch immer thronte.

Ein Mann, der mit einigen andern dicht an der Mauer kniete und, den Rücken mir zuwendend, zwischen den Steinen hindurchspähte, erhob sich jetzt und drehte sich zu mir herum. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick wieder. Es war derselbe, den ich in jener Nacht im Museum Peraltas der Inkamumie hatte huldigen sehen – derselbe, der den zerschlissenen Mantel des Bettlers und die weiße Perücke des Greises abgetan und sich als hochgewachsener, jugendlicher Krieger gezeigt hatte. Ich sah den goldenen Reifen, der seine Stirn umschloß, die goldene Scheibe, die auf seiner Brust funkelte, und angstvoll und ratlos blickte ich in das harte, wie aus Bronze gegossene Gesicht, das jetzt mit einem Ausdruck hohen Stolzes und wilden Triumphes auf mich herniederschaute.

„Was willst du?"

„Ich komme im Auftrage meines Herrn, des Bürgers der Vereinigten Staaten, Dr. Vanderbilt.

„Ich kenne die Namen der Männer da drüben", unterbrach er mich. „Was begehrt er von mir?"

„Er schickt mich, um Gnade von Ihnen zu erflehen und Sie zu fragen, unter welchen Bedingungen Sie ihm und seinen Freunden freien Abzug gewähren würden."

„Unter keinen Bedingungen. Wenn du deshalb hierherkommst, so hättest du dir den Weg sparen können. Für weiße Männer, die in meiner Hand sind, gibt es keine Gnade. Hast du sonst noch etwas zu sagen?“

Ich schwieg. Eine innere Stimme sagte mir, daß jedes weitere Wort der Bitte verschwendet wäre.

„Was hat dich selbst in diese Berge geführt?“ fragte Atalipa.

„Ich stehe im Dienste Dr. Vanderbilts, und als sein Diener bin ich ihm gefolgt.“

„Es ist gut. Ich führe nur gegen die weiße Rasse Krieg. Du gehörst einem Geschlecht an, das, wie alle diese Männer hier, von den Weißen entrechtet und zu Sklaven gemacht worden ist. Du bist frei und kannst gehen, wohin du willst. Nur zu jenen darfst du nicht zurück.“

„Und Dr. Vanderbilt?“ wagte ich noch einmal zu fragen. „Weshalb wollen Sie sein Leben? Er ist ein Gelehrter und nur studienhalber hierhergekommen. Er will nichts weiter als —“

„Kein Wort mehr!“ fiel er ein und stampfte wild mit dem Fuße auf. „Aus eignem, freiem Entschluß ist dein Herr diesem Spanier gefolgt, um den Schatz zu suchen und zu rauben, der unser Heiligtum ist! Meine Leute werden dich auf den Weg nach Cajamalca bringen“, setzte er in sanfterem Tone hinzu. „Doch hüte dich, dort oder sonstwo in Peru irgend etwas von dem, was du hier gesehen und erlebt hast, zu erzählen. Mein Arm reicht weit, und meine Rache würde den Verräter überall ereilen.“

Wieder schritt ich zwischen den beiden Indianern her, die mich heraufgeführt hatten. Ehe wir die Höhe verließen, wandte der Mann vor mir sich an einen der lagernden Krieger und bat ihn, mir seinen Mantelsack abzutreten, damit ich für den Weg Speise und Trank hätte. Wir schritten nicht wieder um den Felsen herum, sondern querten die Talfläche und gingen dann an ihrem linken Rande hin bis zu einer schmalen Schlucht, die in die jenseitigen Berge hineinführte. So kam ich gar nicht wieder zu der Kuppe hin, auf der meine Gefährten weilten. Nur hin und wieder öffnete sich zwischen den riesigen Klippen des steinernen Meeres ein Ausblick auf den Unglücksfelsen. Mir ward das Herz schwer, und Tränen traten mir in die Augen, indem ich hinüberschaute. Einmal blieb ich stehen und sagte zu meinen Führern, sie sollten mich gehen lassen, ich wollte zu meinen Kameraden zurückkehren und lieber mit ihnen sterben, als sie im Stich lassen.

„Narr, was hättest du davon?“ versetzte der Indianer, der vor mir herging. „Und überdies würden wir dich nicht hinauflassen. Ehe du oben wärest, würden wir dir eine Kugel durch den Kopf jagen.“

So gab ich es auf und folgte ihnen. Die Schlucht, in die wir eintraten, führte im Bogen um einen Berg herum, zu einem schmalen Paß empor und über ihn hinweg wieder in eine enge Klamm hinein, die endlich auf jenes breitere, von einem Gießbach durchströmte Tal führte, das wir auf unserm Herwege durchschritten hatten.

„Von hier aus wirst du ja den Weg allein finden“, sagte der Indianer zu mir. „Wenn du Posten antriffst, so gib das Losungswort: Atalipa, und sie werden dich ziehen lassen.“

Darauf trennten sie sich von mir, und ich stand allein in der Bergwildnis. Eine tiefe Mattigkeit befiel mich plötzlich, wie wenn nach den aufreibenden Tagen, die ich dort oben auf der Felskuppe verbracht hatte, die Anstrengung dieses Weges zuviel für meine Kräfte gewesen wäre. Der Gedanke an das traurige Los der drei, die ich hatte verlassen müssen, trug das Seine dazu bei, mich niederzudrücken. Doch wie? konnte ich denn nicht versuchen, Cajamalca zu erreichen? Konnte ich ihnen nicht vielleicht doch noch Hilfe bringen? So unsinnig diese Vorstellung sein mochte, so trieb sie mich doch auf und vorwärts. In wilder Hast lief ich talabwärts. Aber schon nach einer halben Stunde fühlte ich meine Knie zittern und erkannte, daß ich viel zu geschwächt war, um diesen Lauf auch nur kurze Zeit noch fortzusetzen. Ich griff in die Manteltasche, die man mir umgehängt hatte, und fand darin Maiskuchen, Lamaspeck und Branntwein. Im Weitergehen genoß ich davon, und ein wenig gestärkt, konnte ich besser ausschreiten.

Plötzlich blieb ich in jähem Erschrecken stehen, eiskalt lief es mir durch die Adern, mein Haar sträubte sich, und ich zitterte an allen Gliedern. Der Boden unter meinen Füßen hatte sich bewegt; sekundenlang war mir gewesen, als wenn das Gestein hinter mir sich vorwärtsschöbe, und gleich darauf gab es ein paarmal einen kurzen scharfen Ruck unter mir, der mich taumelnd machte. Dann war wieder alles still, doch als ich, starr über diesen unerklärlichen Vorgang um mich her schaute, sah ich die Welt ringsum sich seltsam verändern. Der Himmel über den Bergen hinter mir nahm jene schwefelgelbe Färbung an, wie wir sie an den Rändern schwerer Gewitterwolken wahrnehmen, und dumpfer Donner grollte in der Ferne und rauschte in hohlem Widerhall weithin durch die Schluchten und Täler. Dann erscholl ein scharfes Geknatter und gleich darauf ein lauter Knall, wie wenn nach einem kurzen Gewehrfeuer ein Schuß aus einem Riesenmörser gelöst worden wäre.

Ich wußte, daß es in diesen Bergen Vulkane gab, die von Zeit zu Zeit noch ausbrachen, und eine furchtbare Angst bemächtigte sich meiner. Ich lief vorwärts, ohne Besinnung, ohne einen andern Gedanken, als herauszukommen aus dieser Steinwüste, die soviel Unheil und Grauen in sich barg. Und als dann wieder ein kurzes Geknatter an mein Ohr schlug, rannte ich nur noch schneller und begriff nicht, daß es diesmal wirklich Flintenschüsse gewesen waren, die paar Schüsse, die in dem Endkampf zwischen Peralta und seinem Feinde dort oben auf der Felskanzel gewechselt wurden.

In Schweiß gebadet, mit fliegenden Pulsen und schwankenden Knien war ich weiter gestürzt, und ich hatte nicht gemerkt, daß ich den Eingang

jener engen Klamm verfehlt hatte, durch die wir auf unserm Marsche gekommen waren und die ich auch jetzt durchschreiten mußte, wenn ich auf dem rechten Wege bleiben wollte. Da erscholl hinter mir der Ruf: „Hallo! hallo!"

Ich machte halt und sah mich um. An diese Klamm hatte ich gar nicht mehr gedacht und war jetzt aufs höchste erstaunt, als aus der Felsenwand, die sich neben mir an der Seite des Tals berganzog, Männer hervortauchten, einer nach dem andern, und einer von ihnen kam, die Arme schwenkend, auf mich zugelaufen.

Es war Mr. Brown. Ich erkannte ihn und rannte zu ihm hin. Im nächsten Augenblick war ich umringt von etwa zwanzig peruanischen Soldaten.

„Gott sei gedankt! Gott sei gedankt!" schrie ich und warf mich an seine Brust. „Sie bringen Hilfe! Oh, sagen Sie mir, wie haben Sie das zuwege gebracht?"

„Sagen Sie mir lieber, wie Sie jetzt hierherkommen", antwortete er.

„Aber wir dürfen uns nicht aufhalten. Erzählen Sie mir im Weitergehen. Haben Sie noch Kraft genug, uns zu folgen."

„O ja," rief ich freudig, und in der Tat hatte der Anblick des Beistandes, den er uns brachte, alle Schwäche in mir verscheucht. Neue Hoffnung beseelte mich und machte mich leicht und freudig.

Rasch erzählte ich ihm, während wir vorwärtseilten, was sich seit seinem Verschwinden ereignet hatte, und hörte dann von ihm, daß er in jener Nacht den Indianern, die ihn am Felsen unten gesucht hatten, entschlüpft war, daß es ihm gelungen war, Cajamalca zu erreichen, und daß sich der Stadtkommandant auf den Bericht hin, den er ihm erstattet, sogleich bereit erklärt hatte, eine Abteilung Soldaten zum Entsatz Peraltas und seiner Begleiter abzuschicken.

So sehr wir uns beeilten, überraschte uns die Dunkelheit, als wir eben die Höhe des Tales erreichten und an dem Seitental anlangten, das zu den Felsenkanzeln führte. Wir hatten bisher keine Spur von den Indianern wahrgenommen, aber wir wußten, daß sie dort hinten über den ganzen Kessel verteilt waren. Der Leutnant, der die Soldaten führte, weigerte sich weiterzumarschieren, und obgleich ich ihm erklärte, daß ich soeben erst den Weg zurückgelegt hätte und ihn auch im Finstern bis an den Felsenhorst führen könne, auf dem Atalipa sein Quartier aufgeschlagen hätte, so war er doch nicht umzustimmen. Er meinte, in der Dunkelheit könnten die Indianer, die auf allen Wegen und Stegen hier herum genau Bescheid wüßten, über seine Truppe herfallen oder doch wenigstens, wenn sie die Soldaten gewahrten, Atalipa warnen und ihn so instand setzen, sich unter dem Schutze der Nacht in Sicherheit zu bringen, sodaß wir dann das Nest leer finden würden. Es käme aber vor allem, wenn man Peralta nicht mehr helfen könne, darauf an, den Räuber zu fangen und so viele als möglich von seiner Bande unschädlich zu machen. Diese Aufgabe erheische größte Vorsicht und Bedachtsamkeit, und deshalb dürfe er seine Truppe nicht der Gefahr aussetzen, durch einen nächtlichen Überfall auseinandergerissen zu werden.

Wir mußten uns drein fügen und schlugen in einer Mulde, die hinter den Klippen linkerhand eingebettet war, unser Lager auf. Wie ich hörte, hatten auch die Soldaten das Beben des Bodens verspürt und das Knattern und Krachen vernommen; sie waren im ersten Augenblick unschlüssig gewesen, ob sie weiterziehen oder schleunigst umkehren sollten. Aber da der Vorgang sich nicht wiederholte, so war es Mr. Brown gelungen, sie zu beruhigen.

Die Ungewißheit über das Schicksal meiner Gefährten ging mir schwer zu Herzen, und ich erzählte Mr. Brown von meiner Unterredung mit Atalipa. Auch er war in banger Sorge, doch hoffte er, daß sie diese eine Nacht wohl noch überstehen würden. Noch während ich mit ihm sprach, fielen mir die Augen zu, ich konnte mich nicht mehr halten und versank rasch in einen todesähnlichen Schlaf. Erst als wir bei Tagesgrauen aufbrachen, vernahm ich von Mr. Brown, daß es eine über alle Begriffe unheimliche Nacht gewesen sei. Ohne Unterlaß hatten Blitze den schwarzen Samt des Himmels aufgerissen, der Donner war in tosendem Widerhall durch Schluchten und Täler gerollt, und dann war ein Krachen und Knattern durch die Luft gerasselt, als hätten auf den Bergen der Umgebung unzählige Batterien von Geschützen in lebhaftestem Feuerwechsel gestanden. Der Höllenlärm, der die Soldaten in Todesangst versetzte, hatte nicht vermocht, mich dem bleiernen Schlaf zu entreißen.

Und was war inzwischen aus meinen Gefährten geworden? Ich erzähle es hier wieder, wie es mir nachher Dr. Vanderbilt erzählte. Es mochte um die Zeit gewesen sein, als ich in wilder Hast talabwärts lief, da gab Atalipa den Befehl, die Felskanzel zu stürmen und die drei dort oben gefangenzunehmen. Die Indianer erstiegen den Felsen auf der Seite, wo ich herabgeklettert war. Ramirez lag dort auf Wache und schoß auf die heraufkommenden Krieger. Ein paar von ihnen streckte er nieder, aber die Nachfolgenden erreichten die Kuppe, und der Hieb einer Streitaxt machte dem Leben des armen Ramirez ein Ende. Peralta und Vanderbilt, die die Indianer auf sich zustürmen sahen, gaben Feuer, waren aber im nächsten Augenblick umringt und überwältigt worden. Gefesselt wurden sie hinabgeführt und zu Atalipa gebracht. In der Hitze des Kampfes merkten sie alle nichts von dem sekundenlangen Erdbeben und das Krachen und Knattern, das nach ihm erscholl, vermischte sich mit den Schüssen, die sie auf die Feinde abgaben, sodaß sie auch hiervon nichts vernommen hatten.

(Fortsetzung folgt.)



Der Schatz.

Im Wald steht ein Häuschen gar streng bewacht
Vom grimmigen Wächter bei Tag und bei Nacht.
Wer immer auch kommt, er läßt keinen hin;
Was ist in dem Häuschen verborgen drin?
Viel Schätze aus Gold und Edelstein? — — —
Die prächtigsten Märchen schlafen drein.



Zipperl und Dipperl.

Der Zipperl und der Dipperl, die haben immer Streit.
Sehr mager ist der Zipperl, der Dipperl dick und breit;
Wenn nun den starken Dipperl erbittert Zipperls Hohn,
Dann läuft der schwache Zipperl potzspinnebein davon.
Und da dem dicken Dipperl gelingt das Laufen schlecht,
So hat der dünne Zipperl natürlich immer recht!

König Goldnase.

Irgendwo in der weiten Welt lebte einmal ein Gärtner, der baute nur Tulpen an in seinem Garten. Da waren schneeweiße, lichtgelbe, flammrote, auch veilchenfarbne und rosig helle. Viele waren gestreift oder buntgemustert, die roten mit gelben Spitzen, die rosigen mit violetten Tupfen und so fort.

Eines nachts im Sommer hatte der Gärtner solche Kopfschmerzen. Weil er nun gar nicht schlafen konnte, stand er auf, um ein bißchen im Freien spazieren zu gehn. Wie staunte er aber, als er seinen Garten ganz erleuchtet fand. All seine Tulpen hatten Lichter in ihren Kelchen, so daß sie in allen Farben glühten wie kleine bunte Fackeln. Ringsumher aber schwirrte und summte es, — da tanzten lauter kleine geflügelte Gestalten zwischen den Blumen.



„Lieber Tulpengärtner! Eine Goldnase ist eine sehr schöne Zier. Behalte sie nur. Deine Elfen.“

Neugierig trat der Gärtner hinzu. Aber husch! wurden die Lichtlein ausgeblasen, und die kleinen Tänzer verschwanden in den Büschen. Nur eine flammrote Tulpe war vergessen worden, die leuchtete nun wie ein einsames großes Glühwürmchen durch den nächtlichen Garten.

„Wie mag das zugehn, daß in einer Tulpe ein Licht brennen kann?“ dachte der Gärtner. „Ich denke, der Stempel wird der Docht sein.“ Er bückte sich nieder und steckte seine Nase in den Blumenkelch. Sogleich fühlte er ein leises Brennen an der Nasenspitze und mußte niesen. Da war das Lichtlein erloschen.

Am nächsten Morgen entdeckte er im Spiegel, daß seine Nase ganz golden war. Soviel er sie dann auch wusch und schrubbte, das Gold ging doch nicht ab. Seine Großmutter, eine alte, sehr weise Frau, sagte: „Das ist Elfengold, das geht so nicht ab. Du mußt den Elfen auflauern und sie bitten, es dir wegzubringen.“

Nun saß der Gärtner manche Nacht im Garten und wartete auf die Elfen. Die aber tanzten nicht mehr beim Fackelschein. Bald kam der Herbst; die Tulpen verblühten und trugen viel kräftige Samenkörner in ihren Fruchtknoten. Aus den Samenkörnern wuchsen im nächsten Jahr goldbraune kleine Zwiebelchen, so tadellos und gesund wie noch nie. Aber was nutzte das, wenn man eine goldene Nase hatte, über die sich jeder Schuljunge lustig machen konnte!

Im Sommer, nach wieder mehrmaligen vergeblichen Nachtwachen, legte der Gärtner einen Zettel zwischen die Tulpen, auf den er geschrieben hatte: „Liebe Elfen! Ich habe leider noch immer eine Goldnase vom vorigen Jahr, wo ich in eins von euren Lichtern gucken wollte. Bitte, sagt mir oder schreibt mir, was ich tun kann, damit das Gold abgeht. Euer Tulpengärtner.“

Am nächsten Morgen lag die Antwort an Stelle des Zettels zwischen den Blumen, — nämlich ein weißes Tulpenblatt, auf dem in rosigen kleinen Lettern zu lesen

stand: „Lieber Tulpengärtner! Eine Goldnase ist eine sehr schöne Zier. Behalte sie nur. Deine Elfen.“

Nun geschah es, daß der König des Landes von dem Gärtner mit der Goldnase hörte. Sogleich ließ er ihn holen und stellte ihn als Schloßgärtner an. Viel Menschen kamen nun von weither an den Hof, um den Mann mit der Goldnase zu sehn. Als dann später der alte König starb, ohne einen Thronerben zu hinterlassen, wurde der Gärtner mit der Goldnase einstimmig vom ganzen Volk zum König gewählt. Nun war Geld und Macht genug vorhanden, um Mittel zu versuchen, das Gold abzumachen. Es meldeten sich auch viele Ärzte hierzu. Aber der ehemalige Gärtner sagte: „Nein! Nun bin ich berühmt als ‚König Goldnase‘ in der ganzen Welt, und da will ich auch so bleiben.“



„König Goldnase kommt! Lieber Gott, König Goldnase kommt!“

Seine Frau, die er heiratete, und die Kinder, die er bekam, sie alle hatten ihn und seine Goldnase sehr lieb. Als besondere Ehre galt es, wenn ihm einer auf seine Goldnase einen Kuß geben durfte.

Im Garten wurden auf des Königs Befehl immer nur Tulpen gepflanzt, und in einem schönen Sommer fanden sich auch die Elfen ein. Aber kein Neugieriger durfte den Garten in der Nacht betreten, wenn die kleinen bunten Fackeln brannten. Es stand sogar Todesstrafe auf Zuwiderhandlung. Ein schwarzer Kater, der eines Morgens mit vergoldeter Nase umherlief, wurde standrechtlich erschossen.

Als dann der König hochbetagt und tief betrauert starb, stand in seinem Testamente, daß immer im Sommer auf seinem Grabe Tulpen wachsen sollten. Das geschah auch. Gleich sein frisches Grab wurde mit vielfarbigen Tulpen bepflanzt. In derselben Nacht konnte man sehen, wie sich ein kleiner Fackelzug zu seinem Grabe hinbegab; und gleich darauf waren auch die Tulpen auf dem Erdhügel erhellt, die fortan jede Nacht leuchteten.

Inzwischen stieg der alte König die Wolkentreppe empor und klopfte oben an die Himmelstür. Da riefen alle Englein voll Freude: „König Goldnase kommt! Lieber Gott, König Goldnase kommt!“ Sogar Petrus war ganz aufgeregt. Es passierte ihm zum erstenmal in seinem langen Leben, daß er vergaß, im Himmelsbuch nachzusehen, ob auch genug gute Taten drinstanden. Er ließ den neuen Ankömmling vielmehr ohne weiteres herein.

Nun hat ein solches Berühmtsein leider auch seine Schattenseiten. Der alte Mann mußte nämlich, und muß es auch heute noch, jedesmal, wenn der Abendstern Ausgehtag hat, seine goldene Nase zur Sternluke hinausstecken. Dafür bekommt er aber auch jedesmal am anderen Morgen eine leuchtende Himmelstulpe überreicht.

Achte jedes Mannes Vaterland, aber das deinige liebe.

Gottfried Keller.



Für die Mutter.

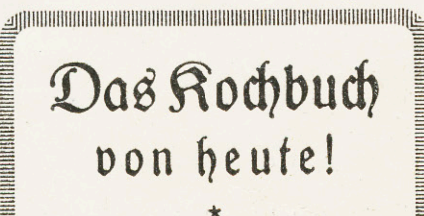
Praktische Winke.

Wie man Blattläuse vertilgen kann. Blattläuse vertilgt man auf folgende Art. Man bereite einen Extrackt aus 10 Teilen Kaliseife, 3 Teilen Salizylsäure, 5 Teilen Quassiaholz und 200 Teilen verdünnten Spiritus. Die Masse muß drei Tage ziehen und wird dann filtriert. Dann werden die von dem Ungeziefer infizierten Blätter von Blattpflanzen mit dieser Lösung mittels eines weichen Pinsels bestrichen. Am folgenden Tage wäscht man die Blätter mit einem weichen Schwamm, der ab und zu in lauwarmes Wasser getaucht wird, ab. Feinblättrige Pflanzen, wie Rosen, Myrten, Fuchsien usw. besprengt man mit der angegebenen Flüssigkeit und überbraust sie am andern Tag tüchtig mit der Gießkanne. J. S.

Wer an Sommersprossen leidet, vermeide kaltes Waschen während des Tages. Sollte das Gesicht eine Staubschicht tragen, so reibe man mit einem weichen Gesichtsleder die Haut sorgsam ab, und gebrauche vor dem Hinausgehen in die heiße Sonne eine stets bereit gehaltene Zitronenscheibe, mit welcher die von Sommersprossen behafteten Stellen gründlich einzureiben sind.

Um Mücken im Sommer aus den Zimmern zu vertreiben, lege man auf ein Kohlenfeuer oder ein glühendes Eisen ein Stück Kampfer und räuchere damit, wodurch sie augenblicklich vertrieben werden.

Zu wissen, ob ein Ei frisch ist oder nicht. Frische Eier sinken im Wasser unter, die alten und faulen aber schwimmen oben. Ganz frische Eier enthalten noch viel Feuchtigkeit; legt man sie daher in die Nähe des Feuers, so schwitzen sie, alte tun dies nicht.



Kochrezepte.

Weinsuppe (6 Personen). 5 Eier, 1 Teelöffel „**Maizena**“, 30 g „Rahma-buttergleich“, 1 Liter weißen Kochwein, etwas Zitronenschale, 100 g Zucker. (Eigelb, 1 Teelöffel „**Maizena**“ und 30 g „Rahma-buttergleich“ werden mit 1 Liter weißen Kochwein glattgerührt mit 100 g Zucker versüßt, sodann gibt man etwas Zitronenschale daran und läßt es unter stetem Rühren zum Kochen kommen. Die Suppe wird durch ein Haarsieb passiert und über geröstete Brotwürfel angerichtet.

Butterbiskuit. ½ Pfd. „Rahma - buttergleich“, ½ Pfd. Zucker, 4 Eier, 300 g „**Maizena**“, ½ Pfd. „Rahma-buttergleich“ wird schaumig gerührt. ½ Pfd. Zucker wird mit 4 ganzen Eiern und dem Abgeriebenen einer halben Zitrone tüchtig aufgeschlagen, dann zu der „Rahmabuttergleich“ getan und noch 15—20 Minuten gerührt. Zum Schluß gibt man 300 g „**Maizena**“ darunter. Nun streicht man den Teig auf ein gebuttertes, mit Mehl bestreutes Backblech zu einer ½ cm dicken Platte und backt in mittelheißem Ofen zu hübscher Farbe. Nun sticht man, solange der Kuchen noch warm ist, mit einem runden glatten Ausstecher Küchelchen aus.

„Rahma“-Bröseln zu Streuselkuchen. Man gebe ½ Pfd. Mehl in eine Schüssel dazu, gut gekühlt, ¼ Pfd. „Rahma-buttergleich“, ¼ Pfd. Zucker und etwas gestoßenen Zimt. Das Ganze verarbeite man leicht mit den Händen zu dicken Bröseln, mit denen man die aus Hefenteich aufgerollte Platte bestreut, nachdem man sie mit geschmolzener „Rahma-buttergleich“ bestrichen hat. Dann setze man den Streuselkuchen zum Aufgehen an einen warmen Ort.



Kurzweil.

Fiſchzug.

Zu dieſem Spiele teilen ſich die möglichſt zahlreichen Mitſpielenden in zwei gleiche Parteien. Der Spielplatz, der rechteckig ſein ſoll, wird genau abgeſteckt, und es iſt verboten, über die Grenzen hinauszulaufen. Die beiden Spielerhälften ſtellen ſich an den ſchmalen Seiten des Spielplatzes auf. Die eine Partei beſteht aus „Fiſchen“ die andere bildet das „Netz“; die Teilnehmer des Netzes faſſen ſich an den Händen an, auf dieſe Weiſe eine lange Reihe bildend. Nun laufen auf ein verabredetes Zeichen beide Parteien nach der entgegengeſetzten Schmalſeite des Spielplatzes hinüber, und die Fiſche müſſen verſuchen, unter den Armen der das Netz darſtellenden Spielerreihe hindurchzuſchlüpfen. Dieſe iſt bemüht, die Fiſche nicht durchzulaſſen und ſie, einen Kreis bildend, einzuſchließen. Vereinigen ſich die Flügelmänner der Netzreihe, wodurch der Kreis geſchloſſen wird, ſo rufen ſie: „Gefangen!“ Und nun darf keins der Fiſchlein mehr aus dem Netz entſchlüpfen. Die Gefangenen ſpielen nicht mehr mit, die andern Teilnehmer beginnen von neuem, doch wechſeln bei jedem Fiſchzuge die beiden Parteien ihre Rolle, und zwar ſo lange, bis die eine Spielerhälfte vollkommen aufgerieben iſt. Die andere Partei iſt Sieger und das Spiel zu Ende.

Suchbild.



Wo bleibt mein Hund?

Richtige Löſungen

zu Kurzweil-Rätſeln ſandten ein:

Klemens Wiff, Herten i. W.; Paula Engel, Stockum b. Bochum; Dominikus Froitzheim, Düſſeldorf; Heinz Emmerich, Wetzlar; J. Müller, Remagen; Heinz Rutkowſki, Neukölln; Fritz Feuer, Nußloch b. Heidelberg; Irma Anspach, Mainz-Koſtheim; Andreas Franken, Apherten; Joſeph Kremers, Vierſen; Heinr. Schmidt, Frankfurt a. Main; Helmut Oppermann, Bremerhaven; Gerda Kretzſchmar, Hartha; Kurt Reiß, Karlsruhe; Johanna Schunck, Nippes b. Köln; Ludwig Frentrop, Köln-Nippes; Agnes Hünemeyer, Düſſeldorf-Unterrath; Joh. Schneider, Speicherbrück; Johannes Feldmann, Bonnenohl b. Finnentrop; Leni Wenke, Dorſten i. W.; Wolfgang Knoth, Frankenberg (Sachſ.); Helmi Ingenhag, Hüls; Erna Lammiet, Elberfeld; Fritz Lohbeck, Velbert; Thea Lemelſen, Darmſtadt.



Briefkasten.

Heini, Wo? Über dein Rätsel haben wir herzlich lachen müssen. Du scheinst ja ein ulkiger Freund zu sein. Wir glauben schon, daß ein Huhn lieber einen Scheffel Hafer frißt, als ein Pferd. Warte nur, wir werden dich mal drankriegen!

Elfriede Wilezick, Frankfurt (Oder). Da du uns so eine schöne Karte geschickt hast, wollen wir dich gerne im Briefkasten aufnehmen. Du hast entschieden Talent zum Malen, denn das Bildchen ist nett und drollig gemacht. Nochmals Dank und viele Grüße.



Otto Herholt in T. Der Tiroler Nationalheld Andreas Hofer wurde am 22. November 1767 in St. Leonhard geboren. Andreas Hofer führte dort die „Wirtschaft am Sand" und daher stammt die Bezeichnung „Sandwirt". Frage nur immer zu, wir antworten dir gerne. Gruß!

Nola Frey aus dem Bayerland. Deinen lieben Brief haben wir erhalten und hätten dir gerne geantwortet, wenn du uns deine genaue Adresse angegeben hättest. Die Schwaben haben wir trotz der „dummen Streiche", die sie machen, doch recht gern. Deine liebe Mutter hat recht, wenn sie sagt: Abwarten! Beste Grüße!

Cocofreunde, Barmen. Vielen Dank für eure Mitteilung. Wer hat nun recht? In einigen Büchern, z. B. Kosmos-Kalender, steht London als die größte Stadt verzeichnet, in anderen Büchern dagegen Neuyork. Dieses kommt daher, daß bei der Aufstellung der Einwohnerzahlen durch die maßgebenden Stellen mitunter die Vororte mit zur betreffenden Stadt gezählt, bei andern dagegen nicht mitgezählt werden. Hieraus erklären sich die verschiedenen Angaben über die Einwohnerzahl der einzelnen Städte. Freundlichen Gruß.

Anneliese Willhardt, Hersfeld. Durch die vorstehende Mitteilung an unsere Barmer Cocofreunde findest du auch deine Anfrage beantwortet. Gruß!

Karlchen aus Magdeburg. Also auf deinem Messerchen stehen die geheimnisvollen Zeichen D. R. P. Nun zerbrichst du dir den Kopf, welche Bedeutung diese drei Buchstaben haben. D. R. P. heißt: Deutsches Reichs-Patent.

Paula Höver in S. Weshalb die Frösche quaken? Wenn zur Frühlings- und Sommerzeit die Natur ihr schönstes Kleid angezogen hat und Feld und Wald in Grün und Blumen prangen, dann freut sich alles, was lebt und atmet. Die Vöglein zwitschern ein Danklied in die Lüfte. Die Fröschlein wollen aber auch nicht undankbar sein und ahmen den Vöglein das Singen nach, aus dem aber nur ein fröhliches Froschgequake wird. Einen lieben Gruß.

Kleines Annchen aus Düsseldorf. Vielen Dank für dein zierliches Briefchen. Beteilige dich nur ruhig an unseren Preisarbeiten. Es ist kein Meister vom Himmel gefallen; und wir erwarten gerne deine Arbeiten. Deine Freundschaft ist uns willkommen. Gruß.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an die Adresse: „Der kleine Coco", Goch (Rhld.)

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)